

OTTO FRIEDRICH BOLLNOW

Wesen und Wandel der Tugenden

ULLSTEIN BUCH NR. 209

ORIGINALAUSGABE 1958

im Ullstein Taschenbücher-Verlag GmbH., Frankfurt/M.

© 1958 by Otto Friedrich Bollnow

Umschagentwurf: Horst Schoeler (Kopf einer der Tugendfiguren am
Straßburger Münster)

Alle Rechte, auch das der photomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.
Printed in Germany, West-Berlin 1958 • Gedruckt im Ullsteinhaus Berlin

In diesem Band sind Untersuchungen zusammengefaßt, die den Verfasser seit dem Zusammenbruch von 1945 in zunehmendem Maße beschäftigt haben. Sie sind hervorgegangen aus der Absicht, in der Besinnung auf die einfachen und unscheinbaren, darum vielfach unbeachteten Grundlagen des sittlichen Lebens an der Erneuerung mitzuwirken. Die meisten dieser Betrachtungen sind zunächst unabhängig voneinander entstanden und erst nachträglich zum Ganzen zusammengewachsen. Ein Teil von ihnen ist schon in Aufsätzen veröffentlicht worden, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut und jetzt nur noch schwer zugänglich sind. Ein anderer Teil erscheint hier zum erstenmal.

Die Darstellung einiger anderer wichtiger Tugenden ist, ehe der Plan dieser Zusammenfassung entstand, in zwei frühere Bücher eingegangen, und zwar Betrachtungen über Güte des Herzens, Ehre und guten Ruf, Mitleid, Pflichterfüllung und Anständigkeit, unmittelbar aus der drängenden Not von 1945 hervorgewachsen, in den Band: Einfache Sittlichkeit (1947, 2. Aufl. 1957), andre Untersuchungen über getrosten Mut Geduld, Hoffnung und Dankbarkeit in das Buch: Neue Geborgenheit, das Problem einer Überwindung des Existentialismus (1955). Hierauf sei als Ergänzung der vorliegenden Darstellung allgemein verwiesen; denn deren Inhalt konnte hier, um Wiederholungen zu vermeiden, nur am Rande gestreift werden.

Um den Taschenbuchcharakter zu wahren, ist auf den Einzelnachweis von Zitaten, die in bekannten Texten ohnehin leicht verifizierbar sind, verzichtet und die Anzahl der Anmerkungen auf wenige, zur weiteren Beschäftigung anregende Hinweise beschränkt worden.

I N H A L T

Einleitung: Vom Wandel der Tugenden

1. Das absinkende Verständnis für manche Tugenden	9
2. Der Wandel im Verständnis des Wortes Tugend	11
3. Das Auftauchen neuer Tugenden	13
4. Die Aufgabe einer Phänomenologie der Tugenden	16

I. Das Wesen der Tugend

1. Die drei Zweige der Ethik.....	19
2. Der Begriff der Tugend	21
3. Die Tugendsysteme	24
4. Der phänomenologische Ansatz	26
5. Der geschichtliche Gesichtspunkt	28
6. Das ethische Problem	29

II. Die bürgerlichen Tugenden

1. Die Wichtigkeit der elementaren Grundlagen	31
2. Der Begriff der bürgerlichen Tugenden	32
3. Die Ordnung	33
a) Die Ordnung als Muttertugend	33
b) Die Gefahren der Ordnung	35
c) Die anthropologische Funktion	36
d) Der romantische Ordnungsbegriff.....	38
e) Die Polarität der beiden Ordnungsbegriffe	39
4. Die Sparsamkeit	41
a) Die Lebensfunktion der Sparsamkeit	41
b) Die Vorsorge für die Zukunft	43
c) Der Geiz und das Problem des Habens	44
d) Die rechte Mitte	46
5. Die Reinlichkeit	49

III. Der Fleiß

1. Die Vorzugsstellung des Fleißes bei Geulincx	50
2. Der Fleiß als Eifer	53
3. Fleiß und Arbeit	55
4. Die Bewertung in der Aufklärung	57
5. Die Kritik in der Romantik	60
6. Die Relativierung der gegensätzlichen Standpunkte	62
7. Die anthropologische Funktion des Fleißes	63

IV. Die irrationale Haltung

1. Die verschiedenen Möglichkeiten einer unbürgerlichen Einstellung	65
2. Das Verlangen nach neuer Ursprünglichkeit des Lebens	68
a) Die Unmittelbarkeit	68
b) Die Ursprünglichkeit	69
c) Die Lebendigkeit	70
3. Die sittliche Wertung.....	71
4. Der Geist der Unbedingtheit	73
5. Maß und Übermaß	75

V. Die Tapferkeit

1. Der Zusammenhang mit den irrationalen Tugenden	77
2. Die bürgerliche Tapferkeit	78
3. Mut und Tapferkeit	80
4. Die Kühnheit	82
5. Die drei Tugenden der Zauberflöte	84
a) Die Verschwiegenheit	84
b) Die Duldsamkeit	85
c) Die Standhaftigkeit	85
d) Der innere Zusammenhang der drei Tugenden	87

VI. Die Besonnenheit

1. Die neue Fragestellung	89
2. Die Stellung der Besonnenheit unter den Platonischen Tugenden	92

3. Unmäßigkeit, Leichtsinn, Unüberlegtheit	93
4. Die Besinnung.....	95
5. Die Nähe zur Vernunft	96
6. Besonnenheit und Selbstbeherrschung	97

VII. Klugheit und Weisheit

1. Die Klugheit	99
2. Dummheit und Torheit	103
3. Die Weisheit	105
4. Verstand und Vernunft	108
5. Der Verstand	109
6. Die Vernunft	112

VIII. Die Gelassenheit

1. Ruhe und Gelassenheit	115
2. Ruhe und Bewegung	116
3. Die innere Ruhe	117
4. Die gelassene Haltung	118
5. Das religiöse Grundgefühl.....	120

IX. Die Bescheidenheit

1. Die Bescheidenheit als Zug des modernen Lebens	122
2. Ein verbreitetes Mißverständnis	124
3. Die natürliche Wertung	125
4. Die neuartige Wertung in der Bescheidenheit.....	127
5. Die Bescheidenheit als Tugend des Maßes	128
6. Die Demut	130
7. Die innere Sicherheit des Bescheidenen	133

X. Die Wahrhaftigkeit

1. Die zersetzenden Wirkungen der Unwahrhaftigkeit.....	135
2. Die späte Entstehung der Wahrhaftigkeit.....	137
3. Wahrheit und Wahrhaftigkeit	138
4. Die Ehrlichkeit	140
5. Die Aufrichtigkeit	142
6. Die Offenheit	144
7. Die Echtheit	146
8. Das Besondere der Wahrhaftigkeit	148
9. Ein Einwand Sartres	150

XI. Die Treue

1. Einleitung	154
2. Gewohnheit, Ausdauer und Beständigkeit.....	155
3. Formen der Treue.....	159
4. Grenzen der Treue	162
5. Das Versprechen	164
6. Die Selbstverwirdung im Halten des Versprechens	168
7. Die Unmöglichkeit einer Treue zum Bösen	171
8. Die Abhängigkeit vom Vertrauen des andern	172

XII. Das Vertrauen

1. Der Vertrauensschwund in der Gegenwart	175
2. Sprachliche Besinnung	176
3. Das Wagnis im Vertrauen.....	177
4. Die Bedeutung in der kindlichen Entwicklung	179
5. Der Geschenkcharakter des Vertrauens	182

XIII. Die Gerechtigkeit

1. Die Gerechtigkeit als oberste Tugend.....	185
2. Aristoteles	189
3. Platon.....	191
4. Der biblische Begriff des Gerechten	194
5. Nicolai Hartmann	197
6. Maß und Gerechtigkeit	197

Abschluß 200

EINLEITUNG

VOM WANDEL DER TUGENDEN

1. Das absinkende Verständnis für manche Tugenden.....	9
2. Der Wandel im Verständnis des Wortes Tugend	11
3. Das Auftauchen neuer Tugenden	13
4. Die Aufgabe einer Phänomenologie der Tugenden	16

1. Das absinkende Verständnis für manche Tugenden

Es ist eine bedrückende Erfahrung aus der Geschichte, daß alle Erscheinungen des menschlichen Lebens sich wandeln, daß es nichts Festes darin gibt, an das man sich ein für allemal halten könnte. Immer wird das Frühere vom Späteren verdrängt, ohne daß dieses darum auch ein Besseres zu sein brauchte. Wir erkennen das schon an der äußeren Oberfläche des Lebens, nämlich an den Erscheinungen, die man mit dem Namen der Mode zu bezeichnen pflegt. Der Geschmack in der Kleidung und in den andern Dingen des äußeren Lebens ändert sich — oft sogar in sehr kurzen Zeiten. Ein Kleidungsstück, das noch vor wenigen Jahren als schön galt, erscheint heute vielleicht nicht gradezu als häßlich, aber doch als altmodisch, als seltsam, ja als unmöglich. Kein Mensch mag sich darin mehr sehen lassen. Und so ist es in vielen andern Dingen. Die Beliebtheit der Vornamen beispielsweise ändert sich vielleicht nicht ganz so schnell, aber grundsätzlich doch in genau derselben Weise. Kein Mensch mag heute mehr seine Kinder Paul oder Otto, Emilie oder Wilhelmine nennen, was doch in den Jahren unsrer Eltern noch achtbare und beliebte Namen waren. Die altgermanischen Namen, die vor einiger Zeit noch stark bevorzugt waren, sind inzwischen auch sehr viel seltener geworden, und selbst Namen wie Michael und Gabriele kommen langsam wieder aus der Mode. Aber der Wandel greift zugleich tiefer. Auch der Geschmack in den künstlerischen Dingen ändert sich. Aus dem lebendigen Schaffen der Gegenwart gehen immer neue Formen hervor. In der geschichtlichen Betrachtung bezeichnet man diese rückblickend als Zeitstile, und die Kunstgeschichte verfolgt diese Wandlungen in ihrem Verlauf durch die Jahrhunderte hin. Auch hier haben wir längst eingesehen, daß die Abfolge der Stile kein Weg einer zunehmenden Vervollkommenung ist, das Große aller Zeiten steht in den verschiedenen Stilformen gleichberechtigt nebeneinander, und auch die Abfolge der Stile bezeichnet nur den ruhelosen Wech-

sel untereinander im Prinzip gleichberechtigter menschlicher Lebensformen.

Mag man dies auch gelten lassen und sich auf dem ästhetischen Gebiet an der bunten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen freuen, so wird es doch bedenklich, wenn dieser Wechsel auch auf die sittlichen Wertungen übergreift. Und doch ist auch hier ein entsprechender Wandel nicht zu verkennen. Auch in den letzten sittlichen Haltungen, in dem, was man gemeinhin mit dem Begriff der »Tugenden« zu bezeichnen pflegt, erkennt man einen ähnlichen Wandel. Das Verständnis alter, lange überliefelter Tugenden verblaßt und geht schließlich ganz verloren. Denken wir nur an Begriffe wie Besonnenheit, Weisheit, Demut, Bescheidenheit, Großmut und so weiter — wie viele sind heute wirklich ernsthaft gewillt, ihr Leben unter die Leitung solcher Tugendbegriffe zu stellen, ja wie viele sind heute überhaupt imstande, mit diesen Wörtern einigermaßen klare Vorstellungen zu verbinden?

Ich nehme, ziemlich willkürlich herausgegriffen, ein Beispiel: die Demut. Wer ist heute von dem Wert einer demütigen Haltung wirklich ganz innerlich überzeugt? Ja wer weiß denn heute überhaupt richtig, was wirklich Demut ist? Als wir neulich in einem kleineren Kreis darüber sprachen, erklärte sich ein junger Lehrer bereit, bei seinen Schulkindern (es handelte sich um die Oberstufe einer Volksschule) einen entsprechenden Versuch zu machen. Er ließ sie also einfach aufschreiben, was Demut sei. Das Ergebnis war erstaunlich: Nicht ein einziges Kind, das auch nur einigermaßen richtig anzugeben wußte, was mit diesem Wort gemeint war, nicht ein einziges, das den religiösen Charakter dieser Tugend hervorgehoben hätte. Die Antworten schwankten zwischen Angstlichkeit und Feigheit auf der einen Seite, Dummheit und Beschränktheit auf der andern Seite. »Demut ist, wenn man etwas gern möchte und es sich nicht traut«, das gibt am ehesten den Tenor der besseren Antworten wieder.

Was besagt nun dieses Beispiel, und warum ist es besonders geeignet, an ihm den Wandel der Tugenden — oder sagen wir vorsichtiger: das Aussterben des Verständnisses für gewisse Tugenden — zu verdeutlichen? Wir sehen: Was Demut ist, das ist gar nicht jedem beliebigen Menschen verständlich, sondern das ergibt sich erst in einer ganz bestimmten, hier nämlich christlich-religiösen Auffassung des menschlichen Lebens. Es existieren also zum min-

desten gewisse Tugenden, die nicht ohne weiteres jedem Menschen gegenwärtig, sondern die an den Rahmen einer ganz bestimmten Lebensdeutung gebunden sind und somit dem Menschen, der damit nicht vertraut ist, verschlossen bleiben. Es ergibt sich aber weiter, daß das Verständnis gewisser Tugenden verloren geht in dem Maße, wie die sie tragende geistige Welt verloren geht. In diesem Sinn gibt es zum Beispiel eine bestimmte überlieferte christliche Sprache, die von weiten Schichten heute einfach nicht mehr verstanden wird. Dabei muß man sich selbstverständlich hüten, diese bestimmte Sprache mit dem Christentum selber gleichzusetzen.

Aber das Problem gilt darüber hinaus in einem allgemeineren Sinn: Das Verständnis alter, lange überliefelter Tugenden geht verloren, die Tugenden, an denen vergangene Generationen ihr Leben geformt hatten, haben ihre Überzeugungskraft eingebüßt. Das ist in der Tat ein sehr aufregender Vorgang, und der Moralist ist nur allzugern bereit, hierin schon das Anzeichen eines zunehmenden sittlichen Verfalls zu sehen.

2. Der Wandel im Verständnis des Wortes Tugend

Um nicht verfrühten Verallgemeinerungen zu erliegen, nehmen wir zunächst ein andres Beispiel, und zwar als das allgemeinste den Begriff der Tugend selber. Denn die Abwertung und Auflösung hat sogar diesen allgemeinsten Begriff ergriffen. Wenn man auf einem alten Friedhof die Inschriften verwitterter Grabsteine liest, dann findet man oft: Hier ruht der tugendhafte Jüngling, die tugendhafte Jungfrau und so weiter. Tugendhaft zu sein, galt als ein auszeichnendes, hohes Prädikat. Noch um die Zeit der deutschen Klassik konnte sich ein Kreis besonders ernsthaft um ihre Vollendung ringender junger Menschen als »Tugendbund« bezeichnen. Es ist ganz undenkbar, daß sich eine heutige Jugendorganisation unter demselben Namen zusammenfinden würde. Sie würde dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen. Und ich glaube, kein junger Mensch würde sich heute gern als tugendhaft bezeichnen lassen. Worauf beruht dieser Eindruck der Lächerlichkeit, der heute dem Wort anhaftet? Liegt es daran, daß die heutige Jugend

weniger ernsthaft nach einem sittlich einwandfreien Leben strebt? Das ist zunächst kaum anzunehmen, und die wirklichen Gründe müssen irgendwie tiefer liegen.

Es scheint so, daß es — wenigstens zum Teil — am bloßen Wort liegt, daß es das Wort ist, das inzwischen seine anfeuernde Kraft verloren hat. Aber was ist es denn, das heute das Wort »Tugend« so fragwürdig macht? Zweierlei scheint da zusammenzukommen. Einmal: So wie die Tugendhaftigkeit heute verstanden wird, besteht sie in einem äußerlich korrekten Lebenswandel. Der Tugendhafte ist derjenige, der keines der geltenden Sittengebote übertritt oder von dem wenigstens keine Übertretung dieser Gebote bekannt wird. Das geht dann leicht hinüber zum Ängstlichen und Leisetreterischen, zum Mangel an Unternehmungsgeist und Zivilcourage. Ja, es nimmt darüber hinaus leicht etwas Scheinheiliges und Musterschülerhaftes an, einen Zug der Bravheit, die nur aus der Schwäche entspringt. Und damit verbindet sich dann leicht noch etwas Scheinheiliges und Eingebildetes. Der Tugendhafte hält sich etwas zugute auf seine Tugend. Er wird zum »Tugendbold«, der noch mit seiner Tugend prahlt und schon dadurch das berechtigte Mißfallen seiner Mitmenschen erregt. Auf jeden Fall ist die Tugend etwas Negatives, ein bloßes Nicht-tun, vielleicht sogar ein Nicht-zu-tun-wagen, wo man innerlich gern möchte. Auf keinen Fall ist die Tugend also etwas Positives, eine wirkliche Kraft und Leistung des Menschen.

Das aber liegt nun keineswegs am Wesen der Tugend selbst, wenn wir das Wort vorläufig noch in einem unbestimmten Sinn nehmen. Blicken wir für einen Augenblick einmal vergleichend in andre Zeiten hinüber. Bei den Griechen etwa entsprach unserm Wort Tugend das Wort *areté*, aber dieses Wort hatte nun noch gar nichts von diesem verächtlichen Nebenklang der heutigen Tugendhaftigkeit, *areté* war die Tüchtigkeit, die Tauglichkeit allgemein, die »Bestheit« (Schadewaldt), nicht nur von einem Menschen, sondern auch von einem Tier oder sogar von einem Werkzeug. Das Pferd beispielsweise hatte die *areté* der Schnelligkeit und das Messer die der Schärfe. Und wir denken daran, daß es ursprünglich mit dem deutschen Wort Tugend nicht viel anders ist; denn auch das kommt von »taugen« her und bezeichnet ursprünglich die Tüchtigkeit in einem allgemeinen und noch gar nicht spezifisch moralischen Sinn.

Oder ein andres Beispiel: Bei den Römern entspricht unsrer Tugend das Wort *virtus*, und das leitet sich von *vir*, der Mann, her. Tugend wird demnach gleichbedeutend mit Männlichkeit und den die Männlichkeit auszeichnenden Eigenschaften. Das ist also eine ganz andre Weise der Auffassung. Von hierher kommend kann dann das italienische Wort *virtù* gradezu zur auszeichnenden Eigenschaft des gewaltigen Renaissance-Menschen werden. Es bezeichnet hier die unwiderstehliche, aber auch hemmungslose Kraftentfaltung des Übermenschen. Und daraus wiederum leitet sich der Begriff der Virtuosität ab, der zur formalen Vollkommenheit gebrachten Leistung.

Wieder in ganz andre Bereiche kommen wir, wenn wir der mittelalterlich-christlichen Ausprägung des Tugendbegriffs nachgehen und von hier aus den Weg zunehmender Veräußerlichung verfolgen, der dann im 19. und 20. Jahrhundert zu dem uns verdächtig gewordenen Tugendbegriff hinüberführt. Wir sehen also mit einer gewissen Verwunderung, daß dieser unser moderner Tugendbegriff keineswegs so selbstverständlich ist, wie er zunächst schien, daß er sich vielmehr als das Spätprodukt einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung aus ursprünglich sehr andersartigen und sehr viel kräftigeren Auffassungen entwickelt hat.

3. Das Auftauchen neuer Tugenden

Wir wollen die Beispiele nicht weiter häufen, die sich im Verlauf unsrer weiteren Überlegungen ohnehin in größerer Zahl anbieten werden. Sie dienten vorerst dazu, das erregende Phänomen des geschichtlichen Wandels zu verdeutlichen. Alte Tugenden, die einer früheren Zeit das Gesicht gegeben hatten, geraten in Vergessenheit, so daß man heute kaum noch das Wort versteht. So war es beispielsweise bei der Demut. Andre Tugendbezeichnungen werden als solche zwar festgehalten, aber es ändert sich das Verständnis und mit ihm die Bewertung. Beim Worte Tugend selber war es etwa so. Jedesmal ist es so, daß die einzelne Tugend erst im Rahmen einer bestimmten Auffassung vom Menschen ihr Ge-

sicht erhält und daß sich dieses ändert, wenn sie in einen andern Rahmen hineingenommen wird. Aber man muß sich hüten, das Verbllassen alter Tugenden als Zeichen eines sittlichen Verfalls zu begreifen; denn es gibt auch die entgegengesetzte Erscheinung, daß nämlich aus dem unerschöpflichen Grund der Geschichte ständig auch neue Tugenden hervortreten, und wie jede andre Zeit, so bringt auch die unsrige neue Tugenden aus ihren besonderen Bedürfnissen hervor. Diese neuen Tugenden sind nur meist sehr viel schwerer zu erkennen, besonders in einer Zeit wie der unsrigen, der ohnehin das große Pathos verdächtig geworden ist. So wachsen die neuen Tugenden meist still und unscheinbar aus den Bedürfnissen des Lebens selber hervor, und sie sind um so unauffälliger, weil sie vielfach bekannte alte Wörter aufnehmen und sie dann in einem neuen Sinn verwenden. Man kann bei einer behutsamen Betrachtung der Wörter, mit denen der heutige Mensch im unbefangenen Sprachgebrauch sein Verhalten im Guten wie im Bösen kennzeichnet, viel über die sich neu ausbildenden, spezifisch modernen Tugenden erfahren.

Ich zähle nur verdeutlichend ein paar Beispiele auf. Da ist z. B. die *fairness*, halb noch ein Fremdkörper in unsrer Sprache, aber heute schon lange über den engeren Bereich des Sports hinausgedrungen, als Kennzeichen der menschlichen Beziehungen überhaupt, wie sie sich aus dem geregelten Zusammenspiel gleichberechtigter Partner ergeben, als Ausdruck einer ritterlichen Gesinnung, die einen zufälligen Vorteil nicht ausnutzt, sondern dem andern immer die gleiche Chance zubilligt. Aus dem sportlichen Spiel ist ein in Regeln kaum faßbares und dennoch ungeheuer fein reagierendes Kriterium menschlichen Verhaltens geworden. Das deutsche Wort Anständigkeit nimmt eine ähnliche Bewertung in einfacheren Formen auf. Es meint heute nicht mehr im alten Sinne die äußere Wohlstandigkeit des Betragens und der Kleidung (wo insbesondere der Gegenbegriff des Unanständigen die Sphäre des sexuell Anstoßigen bezeichnete), sondern anständig nennen wir heute in einem weiten Sinn ein Verhalten, das in einer eigentümlich nüchternen und phrasenlosen Weise das menschlich Richtige tut, auch wo der äußerlich genommene Buchstabe des Gesetzes vielleicht anders entschieden hätte. Anständig ist es beispielsweise, wenn man den andern Menschen nicht »hereinreißt«, wenn dieser durch Fahrlässigkeit in Schwierigkeiten zu

kommen droht, sondern daß man ihn deckt und den Fehler stillschweigend zurechträgt, und zwar nicht aus Nachlässigkeit so handelt, sondern aus einer tieferen menschlichen Solidarität.

Sauberkeit ist ein andres bezeichnendes Wort unsrer Zeit. Auch dieses hat sich über die wörtliche Bedeutung der Schmutzlosigkeit weit hinaus ausgedehnt. Man spricht von einer sauberen Arbeit, von der Sauberkeit eines menschlichen Verhaltens oder umgekehrt von gewissen unsauberen Geschäften. Man sagt, eine Sache sei nicht sauber, wenn irgend eine verborgene Unredlichkeit dabei mitspielt. Während das ursprünglich fast gleichbedeutende Wort der Reinheit zurücktritt und verdächtigt wird, weil es allzu pathetisch im Sinn einer Geschlechtsmoral verengt wurde, nimmt der Begriff der Sauberkeit dasselbe Problem in einer sehr viel unscheinbareren Weise wieder auf. Sauber ist in einer inhaltlich schwer zu bestimmenden Weise ein Verhalten, das klar und eindeutig, ohne Zweideutigkeiten und Verschwommenheiten ist und darum das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen braucht. Es berührt sich mit der Sachlichkeit eines Verhaltens, ebenfalls eines dieser eigentümlich nüchternen und zurückhaltenden Worte, mit denen sich der heutige Mensch mit Vorliebe ausdrückt. Sachlichkeit meint das Absehen von sich selber, von Voreingenommenheiten und Affekten und die Hingabe an den Gegenstand. Die Gründlichkeit in der Arbeit liegt in einer ähnlichen Richtung. Soweit es sich um die Objektivität in den menschlichen Beziehungen handelt, führt die Sachlichkeit dann zur Gerechtigkeit hinüber, über die in anderm Zusammenhang noch ausführlicher zu sprechen ist.

Ein andres Wort, vielfach schon wieder mißbraucht und dennoch tief bezeichnend, ist die Kameradschaft, das Verhalten wechselseitiger Hilfe und Solidarität derer, die gemeinsam und ohne ihre Schuld in eine schwierige Lage geraten sind. Von Freundschaft zu sprechen scheut man sich heute, weil zuviel von einer verdächtig gewordenen Innerlichkeit und zuviel Gefühlsaufwand dabei mitspielen. Das Wort ist uns zu gewichtig geworden. Kameradschaft ist sehr viel zurückhaltender, an die verborgene »Seele« des andern Menschen wagt sie nicht zu rühren, hier hält sie eine Distanz, um desto selbstverständlicher Schwierigkeiten und Gefahren mit dem andern zu teilen. All diese nur im Vorübergehen hier berührten Beispiele, die *fairness* und die Anständigkeit, die Sauberkeit, die Sachlichkeit und die Kameradschaft haben das

eine gemeinsam, das vielleicht überhaupt für unsre Zeit bezeichnend ist: Es ist das Anspruchslose[^] mit dem hier ohne viel Worte das Gute getan wird. Das hochtonende Wort ist verdächtig geworden, weil es allzuoft hohl und verlogen geworden war, aber in aller Desillusionierung geschieht im stillen doch das Notwendige.

4. Die Aufgabe einer Phänomenologie der Tugenden

Das soll hier im einzelnen nicht weiterverfolgt werden, sondern zunächst nur verdeutlichend als Hintergrund dienen, um zur ursprünglichen Frage zurückzukehren: Was bedeutet überhaupt der Wandel der Tugenden? Daß es so etwas gibt, ist aus den beliebigherausgegriffenen Beispielen deutlich geworden. Aber ebenso deutlich ist auch, daß dies nicht eine beliebige Relativierung und letztlich eine Aufhebung der Tugenden bedeutet und man sich hüten muß, beides gleichzusetzen. Man kann es vielleicht besser so beschreiben, daß ein Kern menschlicher Grundhaltungen in ständig sich wandelnden geschichtlichen Situationen sich immer neu realisieren muß und so entsprechend der jeweiligen Auffassung vom Menschen immer neue Gestalten annimmt, ohne daß es gelingt, ihn in einer bestimmten Gestalt allgemeingültig zufassen.

Daraus ergibt sich für den verantwortungsbewußten Beobachter zunächst die eine Aufgabe: Er muß ein aufmerksames Auge haben für die Tugenden, deren Verständnis dem Bewußtsein der Gegenwart zu entschwinden droht. Das sind Tugenden wie die Gelassenheit, die Besonnenheit, die Ehrfurcht usw. Es ist zu fragen, ob in ihnen nicht wesentliche Seiten des menschlichen Daseins gesehen werden, die nicht ohne weiteres durch andre Tugenden ersetzt werden können und deren Verlust darum eine eingreifende Verarmung des menschlichen Lebens bedeuten würde. Es würde dann darauf ankommen, ihr Verständnis soweit als irgend möglich in der jüngeren Generation wachzuhalten und sich hier dem einebnenden Gang der Geschichte entgegenzustellen.

Damit verbindet sich dann eine zweite positive Aufgabe: Es gilt besonders offen zu sein für die neuen Möglichkeiten, die sich

in der Gegenwart erst zaghaft abzuzeichnen beginnen, und sie, solange sie noch schwach und schwer erkennbar sind, mit allen Kräften zu stärken. Wenn man dies im Blick behält, schützt man sich zugleich vor der rühselig-pessimistischen Betrachtung, daß eben die Tugenden überhaupt immer mehr vergessen würden und überhaupt die Welt immer schlechter werde. Neben dem Verlust des Alten zeichnet sich zugleich der Gewinn des Neuen ab. Es ist ein Wandel der Formen und nicht ein Abstieg.

Man kann höchstens fragen, ob der Wandel als solcher nicht schon beklagenswert und ein Zeichen menschlicher Unbeständigkeit ist. Nun ist es sicher schwer, über das zu urteilen, was als Tatsache einmal gegeben ist, aber man kann vielleicht hinzufügen, daß es nun einmal der Fluch der Sprache ist, sich abzunutzen, und daß, je mehr die Wörter nach den höchsten Möglichkeiten des Menschseins greifen, sie um so mehr auch dem Abgleiten ins Phrasenhafte unterliegen. Schon darum ist es notwendig, jenseits der gängig gewordenen Wörter immer wieder um neue Möglichkeiten zu ringen, so daß sich nur in der immer erneuten Bemühung um eine veränderte Form das sittliche Bewußtsein lebendig erhalten kann. Der Wandel der Form wäre also nicht bloßer modischer Überdruß am Alten, sondern der einzige Weg, auf dem sich die immer wieder notwendige Verjüngung des sittlichen Bewußtseins vollzieht.

Und noch ein letzter Nutzen einer solchen geschichtlich-vergleichenden Betrachtung zeichnet sich ab: Wenn wir der wechselnden Bewertung einer Tugend durch die verschiedenen Zeiten nachgehen, wenn wir beispielsweise (wie noch genauer zu zeigen sein wird) verfolgen, wie der Fleiß einmal als grundlegende Tugend vor allen andern verherrlicht und zu andern Zeiten dann wieder als verächtlicher Zug eines kleinen Geistes verurteilt wird, so erkennt man das Objektiv-Ausgleichende einer solchen historischen Betrachtung, die uns vor der Gefahr einer einseitigen Beurteilung, einer einseitigen Über- wie einer einseitigen Unterschätzung, bewahren und uns dadurch helfen kann, die besondere Leistung einer bestimmten Tugend im Aufbau des gesamten Lebens richtig zu begreifen. Erst im Wechsel der historischen Beleuchtungen enthüllt sich uns ihr wahres Wesen.

Damit ergibt sich für uns die Aufgabe einer solchen vergleichend-analysierenden Betrachtung der Tugenden. Jeder konstrukt-

tive Ansatz muß bei einer solchen Zielsetzung notwendig versagen; denn er kann immer nur einen willkürlichen Ausschnitt aus dem ungeheuren und sehr vielgliedrigen Reich der Tugenden sehen lassen. Es kommt vielmehr darauf an, ohne falsche Systematisierung zunächst einmal den ganzen Reichtum der Tugendmöglichkeiten als Ausdruck des menschlichen Wesens sehen zu lassen, und dies nicht nur aus Freude an der historischen Erkenntnis, sondern zugleich aus dem unmittelbar sittlich-praktischen Grund, damit in dieser Bewußtmachung schlummernder Möglichkeiten zugleich das eigne Leben an Weite und Fülle gewinnt. Das Verfahren kann dabei kein andres sein als das der Phänomenologie in ihrem ursprünglichen Wortsinn. Am Leitfaden des in der Sprache schon niedergelegten allgemeinen Verständnisses, in vorsichtigen Abgrenzungen und Unterscheidungen muß das Wesen der einzelnen Tugenden ans Licht gehoben werden. Die Betrachtung geht dabei ganz einfach aus von den in unsrer heutigen geistigen Welt lebendigen Tugenden. Aber dabei wird sich zugleich immer wieder die Notwendigkeit eines Ausblicks in die Vergangenheit ergeben, weil nur in der Abhebung von früheren Formen des Verständnisses zugleich die Besonderheit des Gegenwärtigen deutlich wird. So verbindet sich die phänomenologische Analyse notwendig immer wieder mit geschichtlichen Betrachtungen.

In diesem Sinn bemühen wir uns um eine vergleichende Untersuchung im Bereich der Tugenden. Das Streben nach Vollständigkeit muß vor der Mannigfaltigkeit der hier gegebenen Erscheinungen versagen, und wenn man möglichst viel zu bieten versuchte, müßte das einzelne notgedrungen blaß werden, und der eigentümliche Reiz des Gegenstandes bliebe verborgen. Es kann vielmehr nur darauf ankommen, einzelne bezeichnende Beispiele möglichst geschickt herauszugreifen und bei ihnen etwas ausführlicher zu verweilen, damit an ihnen nicht nur die Vielgliedrigkeit jedes einzelnen Falls, sondern damit zugleich auch die Fruchtbarkeit einer solchen Betrachtung sichtbar wird.